



BERND HAMACHER

**„Der unvermeidliche Goethe“:
Alexander Lernet-Holenias „Der wahre Werther“
im Kontext der neueren „Werther“-Rezeption**

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation in: Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard. Hg. von Thomas Eicher und Bettina Gruber. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1999, S. 65-81.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL: <http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/werther_hamacher.pdf>

Eingestellt am 22.02.2005

Autor

Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Goethe-Wörterbuch

Arbeitsstelle Hamburg

Von-Melle-Park 6

20146 Hamburg

Emailadresse: <Bernd.Hamacher@uni-hamburg.de>

Homepage:

<http://uk-online.uni-koeln.de/cgi-bin/show.pl/page?uni=1&i_nr=11&f_nr=4&id=759>

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Bernd Hamacher: „Der unvermeidliche Goethe“: Alexander Lernet-Holenias „Der wahre Goethe“ im Kontext der neueren „Werther“-Rezeption (22.02.2005). In: Goethezeitportal. URL:

<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/werther_hamacher.pdf>

(Datum Ihres letzten Besuches).

BERND HAMACHER

**„Der unvermeidliche Goethe“:
Alexander Lernet-Holenias „Der wahre Werther“
im Kontext der neueren „Werther“-Rezeption ***

I.

Im Herbst 1970 ertönte im Österreichischen Rundfunk eine Stimme aus der Geisterwelt:

Ich war [...] Schriftsteller. Aber [...] als Schriftsteller war ich nicht sehr bedeutend. Ich habe zwar einige Erfolge gehabt, aber eigentlich ist mein Name über die Grenzen Österreichs nie so recht hinausgedrungen; und dann war ich schliesslich auch schon alt, und aus allen diesen Gründen ging es mir nicht allzu gut. Ja eigentlich ging es mir sogar so schlecht, daß ich in der Hauptsache davon lebte, daß ich ein paarmal in der Woche bei vermögenden Leuten zum Mittag- oder zum Abendessen eingeladen war, wobei allerdings zu bemerken ist, daß es mir schon schwer genug fiel, die angemessenen Trinkgelder zu geben. Aber ich würde eher hungern, als mich von den Dienstleuten schief ansehen lassen. Das habe ich noch aus meiner Offizierszeit her. Denn ich war ja ursprünglich Offizier, wenngleich ich's auch da nicht sehr weit gebracht habe [...]. Ich hatte ja eigentlich immer schon Schriftsteller werden wollen – so daß ich denn nur allzu bald meinen Abschied nahm.... Ja, meine Damen und Herren, so geht es eben, wenn man's zuerst nicht gerade zum General bringt und dann nicht gerade zu einem Goethe oder Schiller.¹

Diese Stimme eines alten Herrn aus der Geisterwelt wird Ferdinand von Saar zugeschrieben, und sie erhebt sich in Lernet-Holenias Hörspiel »Leutnant Burda«, entstanden 1966 nach Saars gleichnamiger Novelle.² Worin die selbstkritisch angemerkte Differenz beispielsweise zu Goethe besteht, wird bezeichnenderweise an jenem Anteil des Hörspiels deutlich, der nicht Saars Novelle folgt, sondern Lernet-Holenias eigene Zutat ist, nämlich an der Figur der Franziska Aschenbrenner, der bürgerlichen Geliebten Burdas. Diese Zutat ist auf ihre Weise auch ein Stück produktive »Werther«-Rezeption. Hören wir also aus dem Schluß des Hörspiels noch einmal die Stimme des alten Herrn aus der Geisterwelt:

* Mag. Alexander Dreihann-Holenia (Kleinrötz) danke ich für die freundliche Erlaubnis, aus dem Nachlaß zu zitieren, Dr. Thomas Eicher (Dortmund) für ergänzende Hinweise.

¹ Alexander Lernet-Holenia: Leutnant Burda (Retraite). Hörspiel nach der gleichnamigen Novelle von Ferdinand von Saar. Ms. o.J. [1966]. Österreichische Nationalbibliothek, Handschriften-, Autographen- und Nachlaß-Sammlung [im folgenden unter der Sigle ÖNB], Cod. Ser. n. 31 076, S. 2.

² Entstehungs- und Sendedatum nach Peter Pott: Alexander Lernet-Holenia. Gestalt, dramatisches Werk und Bühnengeschichte. Wien/Stuttgart 1972, S. 132.

Und Franziska Aschenbrenner, die behauptet hatte, sie werde sterben, wenn Burda stürbe, und die mir nicht hatte glauben wollen, dass sie dennoch weiterleben werde? – Sie lebte n a t ü r l i c h weiter und heiratete später, höchst unromantischerweise, sogar einen kleinen Beamten, mit dem sie wahrscheinlich garnicht einmal s o unglücklich geworden sein dürfte... [...] Und wenn mir das auch eigentlich durchaus nicht in mein Konzept als Dichter hätte passen sollen, weil es viel schöner gewesen wäre, es hätte sie der Liebestod erlöst, so passte es mir dennoch in mein Konzept, weil ich wenigstens damit rechtbehalten hatte, dass das Leben, zumindest bei jungen Leuten, so oder so, weitergeht ...³

Recht behalten aber will nicht nur der fiktive Ferdinand von Saar gegen Lernet-Holenias Figur Franziska Aschenbrenner, recht behalten will vor allem auch Lernet-Holenia selbst – gegen Werther: »Je älter die Esel, desto mehr schwärmen sie für die Jugend. Mit dem Werther, der sich erschossen hat, statt sich gemütlich mit seiner Lotte ins Bett zu legen, hat's begonnen [...]«⁴ so Lernet-Holenia 1972 in einem Entwurf zu einem Fernsehdialog aus dem Anlaß seines 75. Geburtstags. Ähnliche Vorbehalte, wenn auch auf anderem Niveau, prägen bereits das Gedicht »Am Grabe Werthers« aus dem Gedichtband »Trophae« von 1946, in dem Werther zur schattenhaften Halbexistenz eines Untoten verurteilt wird, der nicht sterben kann, weil er nicht wirklich gelebt hat:

Der du nicht leben konntest, ohne zu sterben, Fremdling
im Dasein! doch auch nicht wirklich
hinunter bist, weil du niemals gewesen,
Fremdling im Tod! [...]

[...] Denn wozu
ihn [sc. den Tod, B.H.] suchen? Stirbt denn, wer lebt,
nicht jede Stunde? Stirbt er nicht wirklicher,
als du je gestorben? Leben
hättest du sollen. O dies
nicht leben können!
[...]⁵

³ Lernet-Holenia 1966, S. 71 f.

⁴ Alexander Lernet-Holenia: Entwurf zum Fernsehdialog aus dem Anlass meines 75. Geburtstags. Ms. 1972. ÖNB, Cod. ser. n. 31 108, S. 2.

⁵ Alexander Lernet-Holenia: Am Grabe Werthers. In: A.L.-H.: Das lyrische Gesamtwerk. Hrsg. v. Roman Roček. Wien/Darmstadt 1989, S. 420 f., hier S. 420. »Am Grabe Werthers« ist das erste Stück der Gedichtgruppe »Gedanken«, zu der außerdem »An Hyperions Hügel«, »An den Gräbern Gefallener« und »An der Ruhestätte zweier Liebenden« gehören. Die »Gedanken« sind also Gedanken über den Tod beim Anblick von Grabstätten.

II.

In Goethes »Leiden des jungen Werthers« geht es in jedem Sinn ums Ganze. Im Zuge der Herausbildung des modernen Individualitätskonzepts im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts lassen sich als Folgeprobleme vor allem vier Themenkomplexe und Ganzheitsbegriffe benennen, die in der »Werther«-Rezeption bis hin zu Ulrich Plenzdorf immer wieder aufgegriffen wurden: Liebe, Tod, Gesellschaft sowie als vierten Komplex Sprache und Kunst.⁶ Zu allen vier Bereichen äußert sich auch Lernet-Holenia, und zwar, wie ich bereits angedeutet habe und im folgenden weiter zeigen möchte, mit durchaus agonalem Duktus. Werthers Unbedingtheitswille scheitert an der Kontingenz.⁷ Lernet-Holenia nun – dies meine These – kritisiert nicht die Kontingenz, sondern den Unbedingtheitswillen.

Am einfachsten liegen die Verhältnisse bei der enthusiastischen Liebe und beim Tod, verstanden als Entgrenzungsphänomene, als Befreiung von der kontingenten Wirklichkeit. Beide werden von Lernet-Holenia zurückgenommen, die konventionelle Begrenzung wird wiederhergestellt. In Lernet-Holenias »Leutnant Burda« verweigert Ferdinand von Saar der Franziska Aschenbrenner sowohl die romantische Liebe als auch den Liebestod, indem er gegen diese nicht zuletzt im »Werther« codierte literarische Matrix die zeitgenössische Realität ins Feld führt. Lernet-Holenia seinerseits wirft Werther seine Selbsttötung vor, indem er zum einen in dem zitierten Fernsehdialogentwurf, wiederum gegen die enthusiastische Liebeskonzeption, die körperliche Befriedigung einfordert, die mit der kontingenten Realität versöhne, so daß sich der Liebestod als Entgrenzungsversuch erübrige. Zum anderen bezieht er ihn im Werther-Gedicht der Unfähigkeit zum »wirklichen« Leben (das wohl die körperliche Befriedigung impliziert), so daß der Suizid nicht als Entgrenzung, sondern als Indiz der Lebensschwäche und als mißglückte Flucht gedeutet wird.

Wenn man mithin den Stellenwert von Lernet-Holenias »Der wahre Werther«⁸ im Kontext der »Werther«-Rezeption ermitteln will, wird man gut daran tun, ihn versuchsweise zu den in der Mitte des 20. Jahrhunderts scheinbar längst überholten Gegenreaktionen zu stellen. Das wird am deutlichsten bei jenem dritten Themenkomplex, mit dem sich Lernet-Holenia zeit seines Lebens intensiv auseinandersetzte und der daher auch in bezug auf den »Werther« eine wichtige Rolle spielt, nämlich dem der Gesellschaft. Wie die »Existenzfragen des Adels« belegen, mit denen sich Lernet-Holenia im selben Jahr 1959,

⁶ Vgl. Karl Eibl: Die Entstehung der Poesie. Frankfurt a.M./Leipzig 1995, S. 121 ff.

⁷ Vgl. ebd., S. 126.

⁸ Alexander Lernet-Holenia: Der wahre Werther. Hamburg/Wien 1959. [Im folgenden zit. als: Lernet-Holenia 1959a.]

in dem der »Wahre Werther« erschien, in einer Ansprache im Wiener St. Johannis-Club beschäftigte, ist seine Bewertung von Goethes wirkungsmächtigstem Werk eine völlig andere als die seiner Zeitgenossen, wenn auch die Problemreferenz ganz dieselbe ist. Im einen wie im anderen Fall geht es um den Adel. Georg Lukács schreibt 1936 über den »Werther« (mit dem Untertitel »Goethe und seine Zeit«): »Goethe sieht in der feudalen Standeschichtung, in der feudalen Abschließung der Stände voneinander, ein unmittelbares und wesentliches Hindernis der Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und kritisiert dementsprechend die Gesellschaftsordnung mit bitterer Satire.«⁹ Weil Werther »von seinen humanistisch-revolutionären Idealen nichts aufgeben« wolle, gehe er »in der Morgenröte der heroischen Illusionen des Humanismus vor der Französischen Revolution tragisch unter.«¹⁰

Thomas Mann – ein zweites Beispiel – kommt in seiner Einführung in den »Werther« für Studenten der Princeton University 1939 erst ganz zum Schluß auf »das soziale Motiv« zu sprechen – offenbar weil es sich von selbst versteht und für Thomas Mann in seiner Bewertung völlig unstrittig ist:

Man darf das soziale Motiv nicht vergessen, das Goethe mit aufgenommen hat, um das Bild von Werthers Lebensekel vollständig zu machen, den Klassenkonflikt, in den er seinen sensitiven Helden zu der Zeit geraten läßt, als er die Nähe Lottens geflohen hat und Attaché einer Gesandtschaft geworden ist. Sein Zusammenstoß mit der hochnäsigen Adelsgesellschaft, in der er übrigens eine Freundin hat, ein rousseauisch angehauchtes Fräulein von B., welcher ihr Stand zur Last ist, weil er »keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt«, – dieser demütigende und aufreizende Zusammenstoß mit der verhaßten Klasse ist zu charakteristisch für die historische Stellung des Buches und seine revolutionäre Grundtendenz, als daß auch die flüchtigste Analyse ihn übergehen dürfte.¹¹

Thomas Mann bezieht sich auf den Brief vom 15. März aus dem zweiten Teil des »Werther«. Den darin geschilderten Vorfall führt auch Lernet-Holenia in seiner Antwort auf die zweite Frage an, die das Präsidium des St. Johannis-Clubs an ihn gerichtet hatte, die Frage nämlich: »Von welchen allgemeinen inneren und äußeren Gefahren ist der österreichische Adel bedroht?«¹² Lernet-Holenia warnt vor den inneren Gefahren:

Seltsamerweise [...] ist gerade diejenige Institution, die[,] durch eine Art von Verdünnungsprozeß der alten, strengen Prinzipien aus dem Adel selbst her-

⁹ Georg Lukács: »Die Leiden des jungen Werther«. Goethe und seine Zeit [1936]. Wieder in: Hans Peter Herrmann (Hrsg.): Goethes »Werther«. Kritik und Forschung. Darmstadt 1994, S. 39-57, hier S. 45.

¹⁰ Ebd., S. 56.

¹¹ Thomas Mann: Goethe's »Werther«. In: Ders.: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden. Bd. IX: Reden und Aufsätze I. Frankfurt a.M. 1974, S. 640-655, hier S. 653 f. Erstmals veröffentlicht wurde der Text 1941 in den USA, in Deutschland 1953.

¹² Alexander Lernet-Holenia: Existenzfragen des Adels. Ms. 1959. ÖNB, Cod. ser. n. 31 107, S. 3. (Im folgenden zit. als: Lernet-Holenia 1959b.) Publiziert wurde der Vortrag nur als Privatdruck unter dem Titel: »Ansprache im Wiener St. Johannis-Club«.

vorgegangen ist, die auch das gehobene Bürgertum mit umfassende, sogenannte Gesellschaft, die Hauptträgerin der Bazillen, für die der Adel am anfälligsten ist. Im allgemeinen gilt die Gesellschaft, welche praktisch die Stelle des Adels eingenommen hat, der früher ganz unter sich selbst war, für eine Schöpfung der Großen Französischen Revolution, die mit der Hinzufügung [...] des dritten, bürgerlichen Standes zu den beiden Urständen Adel und Klerus recht eigentlich ihren Anfang genommen hatte. Aber schon vor der Revolution in Frankreich waren Bestrebungen des Bürgertums im Gange gewesen, in den Adel einzudringen, das heißt in Gemeinschaft mit ihm eben die neue Gesellschaft zu bilden. Ich weiß nicht, ob Sie sich der Szene im »Werther« erinnern, in der der junge Werther in eine so gut wie ganz adelige Assemblée gerät und aus der Versammlung gewiesen wird. Diese Szene ist nicht von Goethe erfunden, sie hat sich tatsächlich abgespielt, und zwar im Jahre 1772 in Wetzlar beim Kammergerichtspräsidenten Grafen Bassenheim. Nur hieß der faktisch Hinausgewiesene nicht Werther, sondern Jerusalem. Der junge Jerusalem [...] fühlte sich als das, was man damals »von Stande« nannte, nämlich von eben jenem dritten Stande, der siebzehn Jahre später in Frankreich die Entscheidung bringen sollte, und glaubte das Recht zu haben, in j e d e r Gesellschaft, mochte sie nun bürgerlich oder adelig sein, zu verkehren. Der Graf Bassenheim aber sah sich, über Wunsch der übrigen Teilnehmer an der Assemblée, genötigt, ihn eines andern zu belehren.¹³

Dieser auf die Gesellschaft gerichtete Entgrenzungsversuch,¹⁴ mit dem Werther noch scheitert, wurde im Zuge der Französischen Revolution sozial konkretisiert, das heißt partiell begrenzt und damit politisch erfolgreich. Lernet-Holenias Diagnose stimmt hier mit derjenigen von Georg Lukács überein, der gleichsam von der Gegenseite zu demselben Urteil kommt. Im Blick auf die gesellschaftlichen Folgen wird diese Entwicklung von Lernet-Holenia negativ konnotiert. Die gegenwärtige Situation der Gesellschaft im allgemeinen und des Adels im besonderen resultiere aus dem von ihm so genannten gesellschaftlichen »Verdünnungsprozeß«, der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzte:

Der alte Adel aber, wenngleich er in der Gesellschaft an Boden verloren hatte, wurde dennoch nicht, wie vorzeiten der junge Werther, ganz aus der Gesellschaft gedrängt, sondern er blieb auch weiterhin in der Gesellschaft, aber in einer für seine innere Situation besonders gefährlichen Lage: nämlich als Dekoration, als Staffage für das Bürgertum.¹⁵

Man sieht, die Gegenreaktionen gegen den »Werther« sind auch in der Mitte des 20. Jahrhunderts noch nicht verstummt. Die Argumentation ist subtiler geworden, Lernet-Holenia ist nicht so naiv, dem Buch die Schuld an der Entwicklung zu geben, und doch sind die Vorbehalte im Grunde noch dieselben

¹³ Ebd., S. 8 f.

¹⁴ Georg Jäger spricht von »Werthers »patriarchalische[r] Idee«, seiner »Vorstellung einer allen Ständen gemeinsamen Lebenswelt, die den Produktions- und Reproduktionsbereich noch nicht trennt.« (Georg Jäger: Die Leiden des alten und neuen Werther. Kommentare, Abbildungen, Materialien zu Goethes »Leiden des jungen Werthers« und Plenzdorfs »Neuen Leiden des jungen W.« München/Wien 1984, S. 25.)

¹⁵ Lernet-Holenia 1959b, S. 9.

wie bei dem badischen Professor der Kameral- und Polizeiwissenschaften Johann August Schlettwein, der 1775 in seinem Pamphlet »Werther in der Hölle« durch den Roman »das ganze Fundament von der Glückseligkeit der Gesellschaft untergraben« sah,¹⁶ oder bei Leonhard Meister (»Ueber die Schwermerie«, 1775), der »die Grundsäulen des Staates, öffentliche Ordnung und Ruh untergraben« währte.¹⁷

III.

Um nun die Zuspitzung und spezifische Ausrichtung zu erläutern, die die Gesellschaftskritik als Kritik an der Entgrenzung, nämlich an der Ausdehnung des Bereiches der sogenannten »Gesellschaft« über die mittelalterlichen Standesgrenzen hinaus, bei Lernet-Holenia in seinem »Wahren Werther« erfährt, sind zunächst Aufbau und Struktur dieses Buches zu vergegenwärtigen, von dem auf dem Schutzumschlag zu lesen ist, daß »damit eine ganz neue Literaturform entstanden« sei, eine, wie im Klappentext präzisiert wird, »völlig neuartige Form der Berichterstattung, die in der Literatur bisher ohne Beispiel steht«. Ohne Beispiel ist jedoch allenfalls diese maßlose Übertreibung und groteske Überschätzung des Buches, das kaum literarischen Wert für sich beanspruchen kann, jedoch in seinem Stellenwert innerhalb der »Werther«-Rezeption sowie als poetologisches Dokument um so größeres Interesse verdient.

Der größte Teil des »Wahren Werther« besteht aus einer Wiedergabe der 1774 anonym erschienenen ersten Fassung von Goethes »Leiden des jungen Werthers«, jener Fassung, die das »Wertherfieber« auslöste, im Zuge der späteren, vor allem der literaturwissenschaftlichen Rezeption aber weitgehend von der zweiten, der »klassischen« Fassung von 1787 verdrängt wurde. Vorangestellt ist eine Einleitung im Umfang von 47 Druckseiten, in der die stofflich-biographischen Hintergründe des Romans aus Goethes Wetzlarer Zeit, seine Freundschaft zu Lotte und Kestner sowie die Geschichte Karl Wilhelm Jerusalems, erzählt werden. Im Anschluß an den Abdruck von Goethes »Werther« wird auf fünf Seiten kurz der Nachruhm des Buches umrissen. Liegt somit ein gut fünfzigseitiger historisch-biographischer Essay Lernet-Holenias vor, in dem er unter Heranziehung zeitgenössischer Quellen, vor allem Briefen Kestners, die Wetzlarer Vorgänge rekonstruiert? Weit gefehlt, fast alles ist wörtlich abgeschrieben, kompiliert aus Heinrich Gloëls Buch »Goethes Wetzlarer Zeit«.¹⁸ Die Produktion ist der Reproduktion gewichen, und wenn sich Lernet-

¹⁶ Zit. nach Klaus R. Scherpe: Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert. 2. Aufl. Wiesbaden 1975, S. 74.

¹⁷ Ebd., S. 82.

¹⁸ Heinrich Gloël: Goethes Wetzlarer Zeit. Bilder aus der Reichskammergerichts- und Wertherstadt. Berlin 1911. – Offenbar fühlte sich keiner der zeitgenössischen Rezensenten be-

Holenia in einer Karte an Lambert Binder vom 21. März 1959 zum Prinzip des Abschreibens als Arbeitersparnis bekennt – »Auch habe in Goethes sämtlichen Werken nachgeschlagen, was er, im Zusammenhang mit der Halsbandaffaire, über Cagliostro schreibt, und nehme es ins ›Halsband der Königin‹ auf. Das erspart mir gleich gut und ganz 20 Seiten [...]«¹⁹ –, wenn er hier wie anderswo nie ein Hehl daraus macht, daß zum Seitenschinden gezwungen ist, wer von der Literatur leben muß, so ist dieses Prinzip im »Wahren Werther« zum Extrem getrieben. Nicht 20, sondern über 200 Seiten eigener Erfindung, ja nur Formulierung hat er sich erspart. Gleichwohl sind in der Zusammenfassung von Gloëls an den zeitgenössischen Quellen orientierter Darstellung, um die es sich bei Lernet-Holenias Einleitung handelt, ein paar Widerhaken versteckt, die den editorisch-wissenschaftlichen Gestus, mit dem das Buch daherkommt, als *simulatio* entlarven.

Die auffallendste Änderung, die Lernet-Holenia im Vergleich zu Gloël vornimmt, besteht zunächst darin, daß er die beiden biographischen Ebenen – hie Goethe, Kestner und Lotte, hie Jerusalem und Elisabeth Herd – durch Perspektivenwechsel von Anfang an verbindet, während sie bei Gloël getrennt sind. In den ersten fünf Kapiteln behandelt dieser die Stadt Wetzlar, ihr gesellschaftliches Leben um 1770 sowie vor allem das Reichskammergericht. Die folgenden Kapitel sind betitelt »Charlotte Buff und die Ihrigen«, »Goethes Aufenthalt in Wetzlar im Sommer 1772« und »Goethe in Gießen und sein Abschied von Wetzlar«. Erst das letzte Kapitel führt »Karl Wilhelm Jerusalem, das Urbild von Goethes Werther« ein. Lernet-Holenia dagegen montiert die Zitate zusammen. Er erwähnt bereits anlässlich des Balles zu Volpertshausen, bei dem Goethe und Lotte sich kennengelernt hatten, daß auch Jerusalem zugegen war.²⁰ Dadurch wird bereits früh das Adelsthema eingeführt, denn Jerusalems Geschichte, deren ersten Teil Lernet-Holenia unmittelbar im Anschluß an dessen erste namentliche Erwähnung präsentiert, läßt er mit der Assemblée beim Kammergerichtspräsidenten Graf Bassenheim beginnen. Bei Gloël heißt es dazu: »Die Gegenwart eines Bürgerlichen erregte nun bei der adligen Gesellschaft und besonders bei den Damen solchen Anstoß, daß Jerusalem das

müßigt, dem punktuellen Hinweis auf Gloël im Text (vgl. Lernet-Holenia 1959a, S. 9) nachzugehen. So entstanden kuriose Urteile. Der anonyme Rezensent des »Spiegel« attestierte Lernet-Holenia, daß er »sich manchmal in dem Bestreben um Zeittreue eines wunderlichen Stils bedient«, charakterisiert damit jedoch ein wörtliches Gloël-Zitat (N.N.: Werther – Ganz was Neues. In: Der Spiegel Nr. 10/1960). Ernst Stein in der »Zeit« lobt, ohne es zu ahnen, ebenfalls Gloël, wenn er über die Einleitung des »Wahren Werther« schreibt, sie könne »sich hören lassen, denn sie hat den Stil der Zeit, ohne Pastiche zu werden; sie hat die künstliche Ruhe, die fast mit epischer Breite verwechselt werden darf« (Ernst Stein: Der Rohstoff zum Werther. In: Die Zeit, 25.3.1960).

¹⁹ ÖNB, Autogr. 1182/54-14 (Karte, Kop., 2. Seite fehlt).

²⁰ Vgl. Lernet-Holenia 1959a, S. 12. Dies ebenfalls nach Gloël 1911, S. 173, bei dem es jedoch an dieser Stelle bei der bloßen Namensnennung im Zitat aus Kestners Tagebuch bleibt.

Haus verlassen mußte.«²¹ Lernet-Holenia schreibt, »die Anwesenheit des bürgerlichen Legationssekretärs erregte unter den Adeligen, die sich eingefunden hatten, insbesondere aber bei ihren Damen solchen Anstoß, daß er das Haus verlassen mußte.«²² Während Gloël unmittelbar anschließend das Verhalten des Grafen Bassenheim erörtert, führt das Stichwort »Damen« Lernet-Holenia zu einem Einschub:

Hieran ist es das merkwürdigste, daß es just bei den Damen war, wo seine Gegenwart so viel Empörung hervorrief – sei es, weil die Herren andres im Kopfe hatten als Standesunterschiede, sei es, weil ihm die Damen vor allem übernahmen, daß er ihnen nicht den Hof machte; wie denn überhaupt bürgerliche Unwillfährigkeit gegen adelige, insbesondere jedoch hochadelige Damen schon zu Josephs und der Potiphar Zeiten die schlimmsten Folgen hatte und auch heute immer noch haben kann – die Beispiele reichen bis in die jüngste Zeit.²³

Der Kern des misogynen Arguments wird aus den »Existenzfragen des Adels« deutlicher:

Die eigentümlichste und wahrscheinlich auch verhängnisvollste Erscheinung in der guten Gesellschaft ist aber die, daß sich die Herren an der Gesellschaft und an ihren Bestrebungen und Zielen mehr und mehr desinteressiert erklären [...] und alle diesbezüglichen Verpflichtungen und Arrangements auf ihre Damen schieben, wenn nicht gar denselben ganz überlassen. Wir sind auf diese Art aus einer patriarchalischen Welt in eine matriarchalische Welt geraten. Denn an die gesellschaftlich führenden Rollen, die den Damen ursprünglich nur aufgedrängt waren, haben sie sich nach und nach gewöhnt und denken nun garnicht mehr daran, davon zu lassen.

Früher nämlich wurden die Herren [...] von ihren Berufen unvergleichlich weniger in Anspruch genommen als jetzt [...]. Es ist mithin klar, daß die Gattinnen von Leuten, welche bis zu zwölf und mehr Stunden in ihren Bureaux verbringen, Zeit genug [...] zu Gedanken an all dasjenige gesellige Treiben, an all die gesellschaftlichen Ambitionen und an eine Menge von Querschüssen finden, zu denen ihre Männer, aus Zeitmangel, ganz einfach nicht mehr kommen. [...] Jedenfalls merken Sie, daß wir in der Tat auf dem besten Wege zum Matriarchat sind – und daß es sich dabei eigentlich um ein Matronat handelt, macht die Sache nicht besser.²⁴

Der die Rolle der Damen akzentuierende Zusatz zu Gloëls Darstellung erlaubt es uns, Lernet-Holenias »Werther«-Rezeption, was den Problemkomplex der Gesellschaft anbelangt, schärfer zu konturieren: Bezüglich der Episode beim Kammergerichtspräsidenten hätte man eine affirmative Reaktion Lernet-Holenias erwarten können, zumal er das »Fräulein B...«, das in Werthers Brief vom 15. März eine so wichtige Rolle spielt – genauer: das »Fräulein von B...«, doch das Adelsprädikat wird, ein wichtiges Indiz, nur bei ihrer ersten

²¹ Gloël 1911, S. 223.

²² Lernet-Holenia 1959a, S. 17.

²³ Ebd.

²⁴ Lernet-Holenia 1959b, S. 15 f.

Namensnennung im Brief vom 20. Januar verwendet²⁵ –, zumal er also das »Fräulein B...« nicht erwähnt. Doch Lernet-Holenias Rezeption ist komplexer, da er hier auch die andere, die adlige Seite kritisiert: Die im »Werther« satirisch beleuchtete Rolle der adligen Damen, die von Gloël nur knapp konstatiert wird, bezeichnet für ihn den historischen Ursprung jener inneren Gefahren, denen der Adel nach seiner Auffassung ausgesetzt ist, und damit den Beginn der von ihm beklagten Entwicklung hin zum »Matronat«. Die Herren nämlich hatten vermutlich »andres im Kopfe [...] als Standesunterschiede«, das heißt sie waren, wie er in den »Existenzfragen« verdeutlicht, »an der Gesellschaft und an ihren Bestrebungen und Zielen mehr und mehr desinteressiert«. Mit dem anderen Erklärungsversuch des Vorfalles, der »bürgerliche[n] Unwillfährigkeit gegen adelige [...] Damen«, ist dagegen keine soziale oder historische Kritik verbunden, da sie sich schon zu biblischen Zeiten nachweisen lasse und mithin so alt sei wie der Adel selbst.

IV.

Mit der Bemerkung zur Rolle der Damen und ihren Ursachen ist jedoch Lernet-Holenias Kommentar zu jenem Vorfall bei der Assemblée noch nicht zu Ende. An keiner anderen Stelle der Einleitung im »Wahren Werther« ergreift er mit solcher Ausführlichkeit selbst das Wort, ein Indiz dafür, wie sehr ihn die Problematik beschäftigt. Er hebt, nachdem er Bassenheims Verhalten mit Gloëls Worten erörtert hat, die Affäre noch weiter ins Grundsätzliche:

So möchte es denn an der Zeit sein, hier auch einige Worte über den sogenannten Standesdünkel nicht nur von damals, sondern auch von jetzt zu verlieren. Zur Ehre der Leute von Stande sei gesagt, daß dieser Dünkel fast immer nur Unsicherheit ist. Im achtzehnten Jahrhundert ward sie den höheren, im zwanzigsten wird sie den niedrigeren Ständen gegenüber an den Tag gelegt. Ehedem fühlte sich der niedere Adel vor dem Hochadel wie der reine Niemand, und um sich schadlos zu halten, betrachtete er auch seinerseits die Bürger [...] als reine Niemande. Heute aber fühlt sich der Adel vor dem Bürgertume auch schon selber als problematischer Stand, und das ist es, was ihn so unsicher und aus Unsicherheit übertrieben empfindlich macht. Oft aber gingen die Standpunkte auch durcheinander, und sie tun es immer noch, vor allem wenn es sich um den Adel charakterlich schwankender Nationen, wie zum Beispiel der tschechischen, handelt; so daß man dann im Umgang mit den Herrschaften nie weiß, ob man's nicht eigentlich, statt mit ihnen selber, mit ihren Dienstboten zu tun hat.²⁶

Was ist bei dieser Passage über die Diagnose von adeligen Minderwertigkeitsgefühlen hinaus mitzuverstehen? Ich schlage folgende Konnotation vor: Meines Erachtens liegt hier der Übergang vom dritten zum vierten der zuvor

²⁵ Vgl. Lernet-Holenia 1959a, S. 139.

²⁶ Ebd., 18 f.

erwähnten, in Goethes »Werther« codierten Problemkomplexe vor, auf die Lernet-Holenia reagiert – der Übergang nämlich von dem Bereich der Gesellschaft zu Sprache und Kunst. Der »Gesinnungsadlige« Lernet-Holenia bekundet seine Unsicherheit gegenüber dem Bürgerlichen Goethe. Damit läßt sich auch die Frage beantworten, warum im »Wahren Werther« die erste und nicht die »klassische« zweite Fassung von Goethes Roman abgedruckt ist. Zwischen 1774 und 1787 nämlich, den Erscheinungsjahren der beiden Fassungen, liegt Goethes Erhebung in den Adelsstand am 10. April 1782 durch Joseph II. Damit aber war der Autor der zweiten »Werther«-Fassung ein österreichischer Adliger. Deshalb also der völlig andere Ton, mit dem der alte Goethe in der Nachschrift des »Wahren Werther« behandelt wird, deshalb die erste Fassung, deshalb die Unsicherheit der Standpunkte, die Ungewißheit, wer Herrscher und wer Diener sei: der Gesinnungsadlige oder der Noch-Bürgerliche. Der Umschlag von Lernet-Holenias Buch gibt darauf eine eindeutige Antwort: *Er* figuriert als Autor des »Wahren Werther«. ²⁷ Die Unsicherheit jedoch bleibt, denn in »Existenzfragen des Adels«, wenn er die adlige »Unbelesenheit« geißelt, das »Posieren auf Unbildung, weil man fürchtet, daß es nicht für standesgemäß gelten könnte, zu lesen und sich zu bilden« ²⁸ (»Ich weiß nicht, ob es wahr ist« – so führt er aus –, »daß ein baltischer Baron, der »Wild und Hund« abonniert hatte, von seinen Standesgenossen nur mehr als der »Bücherwurm« bezeichnet wurde, oder ob es wirklich den Tatsachen entspricht, daß sich Hindenburg gerühmt hat, zeitlebens nur zwei Bücher gelesen zu haben: die Bibel und das Exerzierreglement« ²⁹) – gibt Lernet-Holenia doch zu: »Auch ich selbst lese äußerst ungerne: selten die Bibel, noch seltener das Exerzierreglement«, ³⁰ und wenn man darin zu Recht ironische *dissimulatio* erblicken will, so ist zumindest deutlich, daß er sich stets sorgfältig dagegen verwahrt hat, etwa für einen *poeta doctus* gehalten zu werden. Ob man diesen Habitus als nicht ganz überwundenen Rest

²⁷ Verärgert mußte Lernet-Holenia anhand der enttäuschenden Verkaufszahlen feststellen, daß sich die Camouflage nicht auszahlte; vgl. Alexander Lernet-Holenia: Geht Goethe? Eine Frage im Nachhang zur Frankfurter Buchmesse. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.10.1960, S. 32: »[...] das Vergnügen, daß auf den Druckbogen die Anmerkung stand: »Lernet-Holenia: Werther«, [...] hatte ich damit zu erkaufen, daß die Buchhändler fanden, ein »Werther« [...] aus meiner Feder könnte [...] nur fauler Zauber sein [...]. Aber Goethe bleibt schließlich Goethe [...], selbst wenn Lernet-Holenia auf dem Umschlag steht; und so hätte es denn, eigentlich, nicht passieren dürfen, daß man Goethe [...] nicht erkannte, ja vielleicht sogar nicht einmal erkennen wollte... Denn da sich unsere Buchhändler auf den Standpunkt stellen, daß sie, wie vor Zeiten der deutsche Schulmeister die Schlacht von Königgrätz gewonnen hat, immer noch im Begriff stünden, die Schlacht um das deutsche Geistesleben zu gewinnen, so hätten sie [...] ihren größten Dichter nicht übersehen dürfen.« – Hans-Otto Mayer entgegnet auf Lernet-Holenias provozierende Frage, ob Goethe »gehe«, lakonisch: »Er geht – aber ohne Lernet-Holenia« (Geht Goethe? Zuschriften zu einem Klageruf. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.10.1960).

²⁸ Lernet-Holenia 1959b, S. 13.

²⁹ Ebd., S. 14.

³⁰ Ebd.

adligen Vorbehaltes gegen bürgerliche Bildung anzusehen hat, mag dahinstehen. Im »Wahren Werther« jedenfalls unterbricht Lernet-Holenia den von Gloël übernommenen Auszug aus Kestners Tagebuch, die Krise des Verhältnisses von Goethe und Lotte betreffend, mit der Bemerkung: »Dieses ›ich und Goethe‹, statt ›Goethe und ich‹, drückt bereits deutlich die innere Verfassung Kestners aus, der über den Nebenbuhler den Sieg davongetragen.«³¹ Da schwingt der Triumph desjenigen mit, der sich seinerseits in einem agonalen Verhältnis zu Goethe befindet, dabei jedoch die Unerlaubtheit solchen Triumphes deutlich spürt und ihn daher nur in der Maske Kestners genießen kann. Sich selbst offen über oder auch nur gegen Goethe zu stellen wäre eine ebenso große Indezenz wie die stil- und instinktsicher bemerkte Kestnersche Formulierung.

Noch ein letztes Indiz für Lernet-Holenias Agonalität gegenüber Goethe gibt die Einleitung des »Wahren Werther« preis: Über die Zeit zwischen Goethes Rückkehr von Gießen nach Wetzlar und seiner Flucht heißt es: »trotz der Stürme in seinem Innern lebte er äußerlich mit dem Brautpaare weiter wie bisher.«³² Das ist wiederum von Gloël übernommen, wie auch noch das Folgende: »Anfangs September wollte Lotte wieder nach Atzbach, und am 5. vermerkt Kestner: ›Kleiner Unwille zwischen Lottgen und mir über die Atzpacher Reise, die dadurch rückgängig worden.«³³ Doch während Gloël anmerkt: »Goethe war darüber verdrießlich, vermutlich, weil er die Absicht gehabt hatte, Lotten zu begleiten«,³⁴ kommentiert Lernet-Holenia: »Der trotz allem Vorgefallenen noch unvermeidliche Goethe hatte nämlich die Absicht gehabt, Lotten zu begleiten.«³⁵ In diesem Attribut – »der unvermeidliche Goethe« – steckt die ganze Essenz von Lernet-Holenias »Werther«- und auch Goethe-Rezeption: das psychologisch, gesellschaftsgeschichtlich und poetologisch aufschlußreiche Ineinander von widerstrebender Anerkennung und Ablehnung, das im übrigen ein auch kulturpolitisches Pendant in der Goethe-Hymne von 1949 hat, die zwischen Erniedrigung und Erhöhung Goethes changiert. Daß Joseph II. es war, der Goethe in den Adelsstand erhoben hatte, erscheint hier als Indiz für die zeitweilige, nun freilich verlorene österreichische Herrschaft über den deutschen Geist:

Volk aus den Ländern
der Waage der Welt,
von den Stufen des Alpengebirgs und den Rebenhängen am Strome,
der schon die kolchische Zauberin und des funkelnden Vließes Herrn
heraufgeführt in der redenden und weissagenden

³¹ Lernet-Holenia 1959a, S. 37.

³² Ebd., S. 40.

³³ Ebd.; vgl. Gloël 1911, S. 206 f.

³⁴ Gloël 1911, S. 207.

³⁵ Lernet-Holenia 1959a, S. 41.

Argo, neige den Manen dich nun des größten der Deutschen,
dem auch *dein* edelster Herrscher,
dein menschlichster Fürst noch gebot.

Wie schatteten einst die Schwingen
des doppelten Adlers weit!
Wie war ihm der Erdball
in die Fänge gegeben [...]!

Nun verstört uns schon längst
ein gewaltiges Schicksal
und erschüttert das Herz uns;
längst auch schon sind
uns die Stäbe der Macht
aus den Händen gewunden,
und leer von Lorbeer
und Kronen neigt sich die Stirne.

Dir aber beugt sich
noch immer die Welt,
heiliges Haupt
in einsamer Öde!
[...]³⁶

V.

Wie an Hand der kleinen Widerhaken zu sehen war, die in der Montage aus Gloëls Darstellung in der Einleitung des »Wahren Werther« verborgen sind, greift die Ablehnung von gesellschaftlichen Tendenzen, die im »Werther« zu erkennen sind, auf den Autor des Romans über – damit aber vor allem auch auf die Poetik des »Werther«, womit ich mich endgültig auf dem vierten und letzten Problemfeld befinde. Auch hier möchte ich mich Lernet-Holenias »Werther«-Rezeption über die Gegenreaktionen nähern. Gibt es sie überhaupt noch, im 20. Jahrhundert, so mag man sich vielleicht erneut fragen. Nun, werfen wir zunächst einen Blick ins 19. Jahrhundert, auf einen Autor, der es, was die Kompetenz in Adelsfragen betrifft, mit unserem Autor aufnehmen kann und dessen Stimme daher gehört zu werden verdient, auf Theodor Fontane. »In ›Werthers Leiden‹ ist alles eminent, alles trägt den Stempel des Genies«³⁷ – so beginnt die kurze, aus dem Nachlaß herausgegebene Stellungnahme, doch der Vorbehalt kommt bald:

Nur nach der *Diskretionsseite* hin erscheint mir die Arbeit eine schwere Ver-sündigung [...]. So darf man nicht verfahren. Auch das größte Genie hat kein Recht, derartige bittere Verlegenheiten zu schaffen und den Ruf einer liebens-

³⁶ Alexander Lernet-Holenia: Hymne zum feierlichen Staatsakt Österreichs für Johann Wolfgang von Goethe am 28. August 1949. In: Lernet-Holenia 1989, S. 530–535, hier S. 530 f.

³⁷ Theodor Fontane: Werthers Leiden. Wieder in: Hans Peter Herrmann (Hrsg.): Goethes »Werther«. Kritik und Forschung. Darmstadt 1994. S. 21 f., hier S. 21.

würdigen Frau mehr oder minder zu schädigen. Tut es ein Freund, so ist es doppelt verwerflich.³⁸

Der Vorwurf der Indiskretion, des Ausplauderns intimer Details – trifft er heute noch? Er wird – freilich aus völlig anderer Motivation und mit anderen Folgerungen – in einer sprachkritischen Variante noch jüngst wiederaufgegriffen, in der Anfang der achtziger Jahre für Aufsehen sorgenden Kleist-Lektüre des Schauspielers Mathieu Carrière. Zum »Werther« und seinen Folgen schreibt er:

Goethe hat den Roman des Gefühls geschrieben. Sein großartiges Konzept der »education sentimentale«, des Bildungsromans, lehrt uns, wie man sich der neuen Währung zu bedienen hat, wie man sich für die neue Ökonomie der Sentimentalität Tauschwerte schafft. Eine der Forderungen dieser Ideologie ist die nach unendlicher Mediatisierung, in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Diese Forderung erträgt keine Deckungsungleichheit zwischen Gefühl und seinem Ausdruck. Der gute Bürger muß lächeln, wenn er sich wohlfühlt und weinen, wenn er traurig ist. Bloß nicht andersherum, bloß kein Gefühl ohne Ausdruck, kein Ausdruck ohne Gefühl. Keine Risse im Kontinuum gegenseitiger Bestätigungen, gemeinsamen Affirmierens von Identität. Goethe beschreibt alle Facetten, malt alle Schattierungen des Gefühls, dieser Kraft, dieser flüssigen, vagen Region, die wie ein Teich voll Salbe die Gesellschaft badet. [...]

Die neue Klasse schafft sich eine einheitliche, sanfte und differenzierte Sprache – das 18. Jahrhundert war das der leidenschaftlichen Gesten, das 19. Jahrhundert das der geflüsterten Gefühle – und die erste Bürgerpflicht besteht darin, das richtige Wort für das richtige Gefühl zu haben.³⁹

Damit haben wir uns scheinbar weit von Lernet-Holenia entfernt. Und doch, was ist das von Carrière keineswegs zustimmend diagnostizierte bürgerliche Kunstprinzip des universellen Gefühlsausdrucks anderes als die von Fontane gemaßregelte Indiskretion? Dieser Drang, alles, auch die geheimsten Gefühle ausdrücken zu wollen, widerspricht auch der »Kunst des Plauderns«, zu der sich Lernet-Holenia 1935 in der Zeitschrift »Die Bühne« bekennt. Neben einem Inserat für biologisches Haarntonikum heißt es dort:

Die illustersten Geister haben es nicht verachtet, Konversation zu machen, und insbesondere in den Momenten, in denen eine bedeutende Auseinandersetzung an das Unausprechliche heranzureichen beginnt, überschlägt sie sich gerade bei ihnen nicht in endlose und hoffnungslose Versuche, es dennoch auszudrücken, sondern sie schließt mit einem Wortwitz oder kehrt in rein konversationeller amüsanter Wendung wieder zum Geplauder zurück.⁴⁰

Hier haben wir den romantischen Unsagbarkeitstopos auf Illustriertenniveau. Wenn wir also Lernet-Holenias »Werther«-Rezeption versuchsweise in eine Reihe mit Fontane und Carrière stellen, welche Folgerungen lassen sich ziehen in bezug auf die Form des »Wahren Werther«? Zunächst muß man sich bewußt

³⁸ Ebd., S. 21 f.

³⁹ Mathieu Carrière: Für eine Literatur des Krieges, Kleist. Basel/Frankfurt a.M. 1981, S. 31.

⁴⁰ Alexander Lernet-Holenia: Die Kunst des Plauderns. In: Die Bühne 1935. ÖNB, Cod. ser. n. 31 110, Nr. 4, S. 3.

halten, wie Goethes »Werther« gelesen wurde und noch heute üblicherweise gelesen wird, nämlich als monoperspektivischer Briefroman, der zur Identifikation mit der Hauptfigur einlädt.⁴¹ Erst so sind sowohl das »Wertherfieber« als auch die vehementen Gegenreaktionen zu erklären. Aus einer heutigen, zumal einer wissenschaftlichen Perspektive ist nun leicht dagegen einzuwenden, daß dieses vorherrschende Rezeptionsverhalten wichtige Elemente des Textes einfach übersehe, nämlich die Differenzsignale, die schon in die Erstfassung eingebaut und von Goethe später verstärkt wurden. Die Vorbemerkung des Herausgebers spricht beispielsweise implizit von Werthers Schuld an seinem Schicksal.⁴² Im weiteren Verlauf des Textes, genauer: nach dem Brief vom 17. Dezember, verstärkt sich diese textimmanente Distanz zwischen Herausgeber- und Figurenperspektive mit dem expliziten Auftritt des Herausgebers als erzählende Mittlerfigur zwischen Werther und Leser.⁴³ Diese für heutige Leserinnen und Leser deutlichen Differenzsignale wurden einfach deshalb übersehen, weil erst Werke wie der »Werther« solche ästhetische Differenzwahrnehmung bei der Lektüre überhaupt erforderlich machten.⁴⁴ Identifikatorische Lektüre, die sich im Falle des »Werther« als so verhängnisvoll erwies, belegte im 18. Jahrhundert ja nicht etwa die Ungeübtheit des Lesepublikums, sondern war die Regel. Die Verschränkung von Dichtung und Leben, von Ästhetik und Moral, war nicht nur unproblematisch, sondern ausdrücklich erwünscht.

Wenn nun Fontane Goethe Indiskretion vorwirft, wenn andererseits Carrière den »Werther« als Programmschrift für unmittelbaren Gefühlsausdruck liest und dieses Programm kritisiert, wenn also beide auf ihre Weise größere Distanz einfordern – sei es des Autors zum Erlebten, sei es des Lesers zum Dargestellten –, so zieht Lernet-Holenia aus solchen und anderen Lektüren, die die Differenzsignale des Textes entweder übersehen oder aber nicht deutlich genug ausgeprägt finden, im »Wahren Werther« die Konsequenz, die Differenz zur Perspektive der Hauptfigur durch Verstärkung des editorisch-wissenschaftlichen Gestus, der in der Herausgeberfigur bereits angelegt ist, zu betonen. Damit aber wird die im »Werther« codierte Entgrenzung, wird der Unbedingtheitswille auch in bezug auf die Poetik kritisiert und zurückgenommen. Mit dem dokumentarischen Rahmen ist die Begrenzung wiederhergestellt. Der Anspruch an eine selbständige, die Differenzwahrnehmung erst er-

⁴¹ So noch Jäger 1984, S. 27.

⁴² Vgl. Lernet-Holenia 1959a, S. 56: »Und du, gute Seele, die du eben den Drang fühlst wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund sein, wenn du aus Geschick *oder eigener Schuld* keinen näheren finden kannst.« [Hervorh. von mir, B.H.]

⁴³ Die Rolle des Herausgebers hat Jürgen Nelles umfassend analysiert; vgl. Jürgen Nelles: Werthers Herausgeber oder die Rekonstruktion der »Geschichte des armen Werthers«. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1996, S. 1–37. Dort weitere Literatur zum »Werther«.

⁴⁴ Vgl. Eibl 1995, S. 134.

möglichende Erkenntnisleistung des Lesers, welcher mit der funktionalen Ausdifferenzierung der Poesie einhergeht, für die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Werke wie der »Werther« stehen, dieser Anspruch wird zurückgewiesen. Indem im »Wahren Werther« die »richtige« Rezeptionsperspektive vorgegeben wird, werden die Entgrenzungstendenzen des Romans ästhetisch unschädlich. Nicht Entgrenzung, nicht Formulierung eines Unbedingtheitswillens in der Liebe, im Tod, in der Gesellschaft, in Sprache und Kunst – wie im »Werther« –, nein: Ordnung und Begrenzung ist Lernet-Holenias nicht nur poetisches Programm. Die »Brandraketen«, die Goethe nach Eckermann noch 1824 im »Werther« fürchtete,⁴⁵ bei Lernet-Holenia dürfen sie nicht zünden, sondern werden entschärft. Daß er jedoch für sein Verfahren, den Leserinnen und Lesern verstörende und unkontrollierbare Lektüreerfahrungen nicht zu ermöglichen oder zuzumuten, sondern sie ihnen durch Herstellung sicherer historischer Distanz zu verschließen oder zu ersparen – daß er für dieses Verfahren im »Wahren Werther« die Maske des Philologen wählt, sollte beim wissenschaftlichen Umgang mit Literatur zu denken geben.

⁴⁵ Zit. nach: Johann Wolfgang von Goethe: Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 6: Romane und Novellen I. Textkritisch durchgesehen von Erich Trunz. Kommentiert von Erich Trunz und Benno von Wiese. 10., neubearb. Aufl. München 1981, S. 540.